

Michael Schreckenberg

# Nomaden

Endzeitroman

**JUHR  
VERLAG**

## **Impressum**

© 2015 by Michael Schreckenberg

**Alle Nutzungsrechte dieser Ausgabe bei**

JUHR Verlag  
Daniel Jühr  
Waldweg 34a  
51688 Wipperfürth  
[www.juhrverlag.de](http://www.juhrverlag.de)

**Lektorat & Satz:** Daniel Jühr

**Korrektur:** Christoph Nettersheim

**Covergestaltung:** Stefan Heilemann, [www.heilemania.de](http://www.heilemania.de)

**Coverreizeichnung:** [www.oh-kommunikation.de](http://www.oh-kommunikation.de)

**Druck:** GGP Medienproduktion, Pöbneck. Printed in Germany.

Originalausgabe, 1. Auflage 2015.

Das Werk ist vollumfänglich geschützt. Jede Verwertung wie zum Beispiel die Verbreitung, der auszugsweise Nachdruck, die fotomechanische Verarbeitung sowie die Verarbeitung und Speicherung in elektronischen Systemen bedarf der vorherigen Genehmigung durch den Verlag.

Alle Figuren und Handlungen sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig.

## **Musik**

Ich schreibe zu Musik, denn Musik ist für mich ein Tor in meine Geschichtenwelten. Den Künstlern, die mich dort hineinführen, gebührt Dank. Dies ist eine lange Geschichte, und es war ein langer Weg, sie zu schreiben – ich brauchte viele Tore.

Geöffnet haben sie:

Akira Yamaoka  
Alphaville  
Calexico  
Einstürzende Neubauten  
Franz Ferdinand  
Gary Jules  
Jeanette  
Jimi Hendrix  
Leonard Cohen  
Metallica  
Mumford & Sons  
Nick Cave & The Bad Seeds  
PJ Harvey  
Sting & The Police  
The Bolshoi  
The Offspring  
The Pogues  
The Stranglers  
U2  
XTC



## Danke

Die Reise der Nomaden begann schon vor der ersten Idee zum Buch. Sie war lang, teilweise voller Hindernisse, und ohne meine Helferinnen und Helfer wären manche dieser Hindernisse zu groß gewesen. Sie haben mir auf dem Weg geholfen, mit Liebe, Freundschaft, Rat, Zuspruch, Ermahnung, freundlichem Spott, Trost und Wissen ... was ein Autor eben so braucht. Sie haben das Buch verbessert, alle Fehler, die dennoch darin sind, sind allein meine.

Mein Dank geht an:

... Claudia, die als Erste das erste und letzte Wort gelesen hat und deren Lob und Kritik die ersten sind, auf die ich höre. Die das alles möglich macht. Die so viel versteht, zu mir hält, mir den Rücken stärkt, wie seltsam mein Geschichtenerzählerhirn auch tickt. Ich liebe dich.

... Sarah, meine geduldige und kluge Sparringspartnerin, die bis zum Schluss an meiner Seite war, mit ihrem Rat und ihrer scharfen Analyse. Memento Hemingway! Und sie hatte die entscheidende Idee als Erste – danach hat der Nebel sich gelichtet.

... Stefan, für Burgen, Rauchsäulen und nie ermüdenden Zuspruch.

... Meret, Muriel und Lennart, für Ideen, Namen und grenzenloses Denken.

... Marc und Daniel, für den Anstoß und den Mut, es noch einmal zu wagen.

... Edith, Laura und Kim, für die Bereitschaft, sich auf das Abenteuer einzulassen, Gedanken zur Hauptfigur, verderbende Konserven, all das andere, eure Zeit und eure Geduld.

... Lucia, die mir den Weg aus ihrer Bibliothek gewiesen hat, und Mandy, die mich in Sachen Flugzeuge und -häfen beriet.

... Eva, für ihre Anmerkungen zu amerikanischen Freunden.

Und zuletzt, aber nicht als Letzte:

... dich, liebe Leserin, lieber Leser. An all die Funderfans, die mir mit ihrer Begeisterung für meine Geschichten und der permanenten Frage nach einer Fortsetzung den Rücken gestärkt und keine Ruhe gelassen haben. An meine kritischen Leser, die Finger auf Wunden gelegt haben. An all die, die sich mit den Nomaden zum ersten Mal auf meine Geschichtenwelt einlassen. Das hier ist für euch. Und die Reise beginnt ...

... JETZT!

# Prolog

Würde das reichen?

Ich schaute auf den Fluss, und der Weg nach unten kam mir lächerlich kurz vor. Ja, ich hatte oft genug gehört und gelesen, dass Wasser, wenn man nur aus einer ausreichenden Höhe aufschlug, hart wie Beton, bretthart, steinhart, auf jeden Fall sehr hart sei. Und ich hatte auch schon oft genug mitbekommen, dass irgendjemand sich – absichtlich oder unabsichtlich – von einer Rheinbrücke geworfen hatte und dann gestorben war. Von dieser hier zum Beispiel, der Hohenzollernbrücke. Aber wenn ich so nach unten schaute, kam mir das Wasser so nah vor, so einladend und weich. Galt das mit dem brettharten Betonwasser aus Stein vielleicht doch nur für die Golden Gate Bridge?

Überhaupt hatte ich die ganze Sache nicht besonders gut geplant, und das war peinlich genug, denn ich hatte lange darüber nachgedacht. Hochhäuser und Eisenbahnen hatte ich ausgeschlossen, ich wollte weder Passanten erschlagen noch Zugführer traumatisieren. Vergiften, Erhängen und Erschießen schieden ebenfalls aus. Ich hatte ein wenig recherchiert und herausgefunden, dass die Geschichte vom friedlichen Einschlafen mittels Schlafmittel ein Märchen war. Wer daran glaubte, endete gerne mal in Krämpfen und Agonie. Andere Gifte versprachen noch widerlichere letzte Minuten. Wie man einen Strick richtig knüpfte, um das Genick zu brechen, wusste ich nicht, und mich selbst zu erdrosseln kam mir ebenso wenig einladend vor wie ein qualvoller Tod mittels Gift. Eine Schusswaffe besaß ich nicht, und ich kannte auch niemanden, der mir eine leihen konnte. Und selbst wenn ...

„Kannst du mir mal eben deine Pistole leihen?“

„Wozu?“

„Ich will mich erschießen.“

Klang irgendwie auch nicht besonders erfolgversprechend.

Die Brücke erschien mir besser. Ein Sprung, dann Wasser (brettbetonsteinhart), dann nichts mehr. Ich hatte den Wagen in Deutz abgestellt, nah der Messe, wie schon tausendmal, war über den S-Bahnsteig und durch den Bahnhof gegangen, auf der anderen Seite durch den kleinen Park und dann auf die Brücke. Das Gitter, das den Fußgängerweg von den Gleisen trennte, war kaum zu sehen unter all diesen bescheuerten Ewige-Liebe-Schlössern, die sentimentalitätsduselige Pärchen im Hormonrausch hier hingehängt hatten. Steffi und Detlef, Sylvia + Stefan, Klaus und Susanne, M & C, D + S, N + N, ... und so weiter, und so weiter. Irgendwo hing auch eins mit der Aufschrift „Lynn + Jo“, klein und schwarz. Ich machte mir erfolgreich vor, dass ich vergessen hatte, wo es war.

Die Schlösser gaben mir noch einmal einen zusätzlichen Motivationsschub, aber im nächsten Moment wurde mir klar, dass es nicht so einfach werden würde. Ich hatte an Hochhausbesucher und Zugführer gedacht, aber ich hatte nicht bedacht, dass man auf der Hohenzollernbrücke niemals allein war, schon gar nicht in einer lauen Sommernacht wie dieser. Der stetige Strom von Passanten erschien mir als Menschenmasse, alle darauf bedacht, hier zu patrouillieren, um Lebensmüde vom Sprung abzuhalten. Es würde also schnell gehen müssen – entschlossen auf das Geländer steigen, springen, Schluss. Ohne zu zögern, ohne dass irgendjemand merkte, was geschah, bevor es zu spät war. Ich trat an die Brüstung. Sie war niedrig genug, ich würde mich ohne Probleme hinauf- und hinüberschwingen können. Aber das Wasser schien so nah. Würde das reichen? Ich hatte absolut keine Lust, halb ertrunken und mit Knochenbrüchen gerettet zu werden. Ich wollte niemanden warnen oder um Hilfe bitten. Ich wollte einfach nur sterben.

„Könnte klappen.“

Zunächst dachte ich, ich selbst hätte gesprochen. Dann wurde mir klar, dass ich das weder gedacht noch gesagt hatte. Ich sah nach



rechts. Dort stand jemand und schaute auf das Wasser hinunter, ebenso wie ich.

„Könnte aber auch sein, dass du dir einfach nur beschissen wehtust.“

Ich starrte ihn an, erkannte gegen das Licht des gegenüberliegenden Rheinuferes zuerst nur eine schattenhafte Gestalt und blinzelte einmal. Dann sah ich ihn. Er hatte sich mir zugewandt und lächelte, ein Mann in meinem Alter, stoppelkurze Haare und ein ebensolcher Bart, dunkle Augen, kleiner als ich und kräftig, aber nicht dick. Sein Grinsen wurde noch breiter, und er streckte mir die Hand hin.

„Ich bin Erkan.“

Ich war so perplex, dass ich die Hand nahm und kurz drückte.

„Ich heiße Jo, also, Johannes eigentlich, aber alle ...“

„Ich weiß, wer du bist, Jo. Erkennst du mich denn nicht? Mann – sag nicht, du hast mich vergessen.“

Ich war immer noch verwirrt und glaubte für einen Moment wieder, er habe gar kein richtiges Gesicht, nur diese Augen auf Weiß. Dann klärte sich mein Verstand, und ich erkannte ihn. Natürlich. Erkan. Wir waren in der Schule in einer Stufe gewesen und hatten in der Oberstufe ein paar Kurse zusammen gehabt. Englisch-LK, zum Beispiel. Ich versuchte ein Lächeln.

„Quatsch, ich hab’ dich nicht vergessen. Ich dachte nur nicht ...“

„... dass du mich gerade jetzt und hier triffst, was? Tja.“ Er schaute wieder auf den Fluss hinunter. „Da bin ich ja wohl gerade noch rechtzeitig gekommen.“

Mir war unbehaglich. Ich wollte nicht gerettet werden. Und war es wirklich so offensichtlich gewesen? Ich wollte auch nicht noch einmal Mittelpunkt eines peinlichen Aufsehens sein.

„Erkan, ich weiß nicht ...“

„... nein, ich ehrlich gesagt, auch nicht. Vielleicht zerhaut es dich da unten oder du wirst so betäubt, dass du mit dem ersten Strudel ersäufst, ohne es noch richtig mitzukriegen. Kann aber auch anders laufen. Knochenbrüche, innere Verletzungen, wenn du es richtig blöd anstellst, zermatschte Eier – aber eben ohne dabei draufzugehen. Bist du wirklich so scharf darauf zu sterben?“

Hätte er mich gefragt, ob ich die Schmerzen und den Misserfolg in Kauf nehmen wollte, so hätte ich gezweifelt. Aber auf diese Frage gab es nur eine Antwort: „Ja.“

Er schüttelte den Kopf und lachte leise.

„Was ist so komisch?“ Etwas Respekt vor meinem Entschluss verlangte ich schon.

Erkan schüttelte wieder den Kopf. „Ein Insider.“ Er wandte sich mir wieder zu und lächelte sanft. „Du willst nicht zu unserem Zehn-Jahre-Abitreffen kommen? Ist doch schon nächsten Monat.“

Ich konnte nicht anders, ich musste lachen. Das war nun wirklich der allerletzte Grund, der mich davon abhalten könnte.

„Nee, echt nicht.“

„Warum denn nicht? Wird bestimmt nett.“

„Ey, Erkan ...“ Ich breitete die Arme aus, die Geste musste die tausend Gründe ersetzen, die ich nicht aufzählen konnte: die Tatsache, dass mir wirklich überhaupt gar nicht danach zumute war, irgendetwas zu feiern. Den Punkt, dass mein Leben kurz nach dem Abitur einen plötzlichen und endgültigen Höhepunkt erreicht hatte und danach ein einziger Misserfolg gewesen war. Ich nannte nur den einfachsten Grund.

„Ich fliege irgendwann nächste Woche aus meiner Wohnung, und dann habe ich nichts mehr. Wäre natürlich ein hübsches Kuriosum, so ein Penner auf der Abiparty, aber dazu gebe ich mich nicht her.“

Er schnaubte, aber es klang eher belustigt als verächtlich. „Seit wann denn so viel Selbstmitleid? Steht dir gar nicht.“

Ich schwieg und versuchte dabei wie jemand auszusehen, der mit seinem Schicksal Frieden gemacht hatte. Erkan griff in die Gesäßtasche seiner Jeans und zog etwas heraus – ein Bündel Geldscheine, wie ich entsetzt feststellte. Er zog die Klammer ab und begann, große Scheine herauszuzählen.

„Erkan, bitte lass das.“

Er zählte ungerührt weiter, eine ganze Weile, dann nahm er meine rechte Hand und drückte ein dickes Päckchen hinein.

„Das sollte bis zur Party dicke reichen. Ob du damit deinen Miet-

rückstand bezahlen oder ins Hotel gehen willst, ist deine Sache. Ich würde dich nur gerne da sehen.“

Ich hätte das Geld zu gerne mit einer großen Geste in den Rhein geschleudert, aber irgendwie brachte ich das nicht. Stattdessen behauptete ich: „Du kannst mich nicht kaufen.“

„Tue ich doch gar nicht.“

„Was denn sonst?“

Er seufzte und lächelte wieder dieses unerschütterlich sanfte Lächeln. „Ich bitte dich um einen Gefallen, Jo. Komm zu der Party. Feier mit uns, mach dir einen netten Abend. Geh am nächsten Tag noch einmal spazieren. Wenn du dann immer noch Schluss machen willst, bitte, ich werde nicht da sein, um dich aufzuhalten. Aber tu mir den Gefallen und komm. Und da du mir den Gefallen nicht tun kannst, wenn dir nicht irgendwer ein wenig Geld ... leiht, ermögliche ich dir, dass du mir den Gefallen tust. Das ist alles.“

Ich schaute auf das Geldbündel in meiner Hand. Das waren mindestens zehntausend Euro, eher mehr. „Du bist wohl ganz schön reich, was?“ Es sollte nicht so bitter klingen, wie es herauskam.

Er überhörte den Tonfall, wandte sich wieder dem Rhein zu und zuckte mit den Schultern. „Mehr als du ahnst“, sagte er gleichgültig.

„Warum machst du das?“

Erkan schaute lange wortlos auf den Fluss hinaus. „Es passiert“, sagte er dann, wie zu sich selbst. Als er sich wieder zu mir drehte, sah er traurig aus. Er reichte mir wieder die Hand.

„Bis zur Party, dann. Ich freue mich auf dich, Jo.“

Damit wandte er sich um und ging schnell zu der leuchtenden Stadt hinüber.



# Teil 1: Ende

*I see a bad moon rising  
I see trouble on the way,  
I see earthquakes and lightning  
I see a bad time today*  
(John Fogerty – Bad Moon Rising)

*Let's start in style  
let's dance for a while*  
(Alphaville – Forever Young)

## JO

„Jo! Hey, wie cool, dass du auch gekommen bist. Unser erster Pro-mi. Ich habe dein Buch gelesen, war echt stark.“ David, einer der Organisatoren der Revival-Party, lachte, drückte mir die Hand, schlug mir auf die Schulter, wie in so einer blöden Bierwerbung. Aber er meinte es ehrlich, er freute sich wirklich. Seine Freude war wie ein Tritt in den Bauch. „Ich habe dein Buch gelesen.“ Wie oft würde ich den Satz in dieser Nacht noch ertragen müssen?

Ich hätte es wissen müssen, ich hatte es gewusst, das war ja der Grund gewesen, aus dem ich niemals hatte herkommen wollen. Aber 14.400 Euro können ein sehr, sehr starkes Argument sein. 14.400 Euro dafür, dass du noch drei Wochen lebst und zu

einer Party gehst. Nachdem Erkan in Richtung Köln verschwunden war, hatte ich mich in einem schwächlichen Anfall von Stolz noch einmal an das Brückengeländer gestellt, aber der Rhein sah plötzlich gar nicht mehr einladend aus, nur noch nass und dunkel. Und die Menschen um mich waren plötzlich kein bedrohlicher grauer Strom mehr, sondern Pärchen und Inlineskater, Radfahrer und Touristen, Nachtjogger und Wanderer auf dem Weg in die und von der Stadt. 14.400 Euro waren endlich, das war mir klar. Aber wenn ich annahm, dass die Zeit, die sie mir borgten, ebenso endlich war – drei Wochen und eine Party –, dann waren sie ein Reichtum, der mir einen stilvollen und angenehmen Abschied kaufen konnte. Ich kehrte nicht zurück in meine Wohnung. Ich überquerte die Brücke und ließ mich in die Stadt fallen. Am nächsten Vormittag checkte ich im Hilton ein, direkt am Kreisverkehr beim Bahnhof. Ich zahlte einundzwanzig Nächte plus Frühstück im Voraus und hatte immer noch genug von Erkans Argumenten übrig, dass ich mich ernsthaft fragte, ob ich die bis zur Party überhaupt auf den Kopf kloppen konnte. Es gelang mir nicht ganz, aber fast. Ich lebte drei Wochen lang, wie ich zuletzt vor sieben Jahren gelebt hatte, nur diesmal bewusst. Ich kaufte, was ich an Kleidung brauchte, und sonst fast nichts, das ein Mahl, einen Tag oder einen One-Night-Stand überdauerte. Nichts, was mich binden konnte, kein Handy, keinen Computer. Am Morgen des letzten Freitages, des Tages der Party, mietete ich mir ein Motorrad, das ich nicht bezahlen würde, weil ich nicht vorhatte, es jemals zurückzubringen. Es war eine Harley Fat Boy, und in dem Moment, als ich mich daraufsetzte, wusste ich, dass es das schönste und beste Fahrzeug war, das ich je besessen hatte, besser als der 911, besser als der Z3. Weil ich darauf ich selbst blieb. Ich kaufte dem Händler, der sie mir vermietete, ein Braincap ab, und er erklärte mir pflichtschuldig, dass das nur ein Dekostück sei, kein regelgerechter Helm. Ihm war es egal, mir auch. Ich verbrachte den Tag mit meiner Harley auf den Pisten des Bergischen Landes, duschte am Abend ein letztes Mal im Hotel und donnerte dann im anthrazitfarbenen Einreihler mit farblich darauf abgestimmten Monkey-Boots, Braincap und Motorrad nach Opla-

den. Ich wollte diese Nacht so gut nutzen, wie man eine letzte Nacht unter den Freunden und Feinden seiner Jugend nur nutzen kann. So weit der Plan.

Ich hatte den verdammten Satz über das verdammte Buch schon dreimal gehört, als ich es endlich schaffte, mich von den Grüppchen vor der Tür des alten Bunkers zu lösen und in das Gebäude zu fliehen. Hier drin war es besser. Unten war das Buffet aufgebaut, bei dem ich mich nicht lange aufhielt, ich flüchtete die breite Treppe hinauf in den ersten Stock, von wo Musik zu hören war. Wir waren auf dem Gymnasium die „80er-Retro-Stufe“ gewesen, irgendwie hing uns dieses graue Jahrzehnt zwischen Punk und Wende an, in dem wir Kinder gewesen waren. In meiner Klasse hatte es einen Per-Anhalter-durch-die-Galaxis-Fanclub gegeben, unser Literaturkurs hatte den Pilotfilm von Miami Vice als Theateradaption auf die Bühne gebracht, die von uns organisierte Oberstufenparty war selbstverständlich eine 80er-Party gewesen, und unser Abi-Ball hatte unter dem Motto „Popper-Punker-Waver“ gestanden. So war es in jeder Hinsicht passend, dass mich The Bolshoi im ersten Stock begrüßte. „Happy Boy“. Ja, genau. Ich drängte mich auf die Tanzfläche, stellte mir vor, die drei Frauen und der hin und her wackelnde Eckensteher darauf wären eine Menschenmenge und versank für lange Zeit in der Musik.

Als Ofra Haza mich schließlich wieder vom Tanzboden vertrieb, war ich angenehm aufgekratzt. Ich ließ mich an die Wand des Raumes treiben, jemand drückte mir einen Becher in die Hand.

„Hallo Jo.“

Eine Frauenstimme. Ich drehte mich zu ihr und konnte gerade noch verhindern, dass die Adrenalinexplosion mir die Knie so weich machte, dass ich einknickte. Leuchtend rote Haare. Grüne Augen. Es war zu dunkel, um das zu sehen, aber ich wusste, dass sie grün waren. Ich hatte gedacht, ich wäre auf sie vorbereitet. Falsch gedacht. Immerhin konnte ich noch sprechen.

„Hallo Esther.“

Sie hielt einen eigenen Becher in der Hand und nippte lächelnd daran, also musste sie mit dem anderen hier auf mich gewartet ha-

ben, bis ich fertig war. Gleich würde sie sagen, dass sie mein Buch gelesen hatte.

„Früher konntest du nie so lange tanzen“, begann sie stattdessen.

„Früher hatte ich dann meist schnell was Besseres zu tun“, murmelte ich, und sie lächelte wieder. Ich suchte verzweifelt nach brauchbaren Worten. Sie war einer der Gründe gewesen, mit denen ich mir Erkan und seine Argumente schöneredet hatte. Ich hatte in meinem kurzen Leben sehr, sehr viel kaputt gemacht, und wenig davon konnte ich mit einem letzten Gespräch zu heilen hoffen. Esther war die erste Zerstörung gewesen, und ich hatte gedacht, dass ich wenigstens diese eine Sache wiedergutmachen konnte. Nun wirkte sie allerdings nicht besonders zerstört. Warum auch, es war zehn Jahre her, mehr sogar. Aber wenn sie mir einen Plastikbecher voll – was war das? – Cider (Cider, mein Gott, das wusste die noch?) geben und mich danach gnadenlos lieb anlächeln konnte, warum schämte ich mich dann immer noch so, als sei es gestern gewesen?

„Esther ...“

Aber Ofra Haza hatte unterdessen aufgehört zu weinen, und in diesem Moment legten die Sisters of Mercy richtig los. Wer mixte denn hier die Musik? „HEY NOW, HEY NOW NOW ...“ Ich verstand mein eigenes Wort nicht mehr. Esther sah, dass ich etwas gesagt hatte.

„Was?!“, brüllte sie.

„Es tut mir leid!“, brüllte ich zurück.

„Was?!!“

Sie hatte mich wieder nicht verstanden, oder? Was mir leidtat, war ja wohl klar. Ich deutete auf die Decke des Raumes und brüllte wieder:

„Nach oben?“

Sie verstand und nickte. Oben, im zweiten Stock, das hatte David erzählt, war eine improvisierte Chill-out-Zone.

„Sing this corrosion to me!“, rief Andrew Eldritch mir nach. Noch nicht, jetzt noch nicht.

Sie ging vor mir her auf der Treppe nach oben, und ich kam nicht umhin, ihre Figur zu bewundern. Das Mädchen, das meine erste



Freundin gewesen und dessen erster Freund ich gewesen war, hatte sich mit den eckigen Bewegungen großer, dünner Jugendlicher bewegt, nicht unelegant, aber teenagerhaft unfertig. An der Frau, der ich nun folgte, war nichts Unfertiges. Ich konnte den Gedanken nicht verhindern, der mich fragte, was gewesen wäre, wäre ich damals weniger Arschloch gewesen. Wären wir noch zusammen? Hätte sie mir vielleicht im richtigen Moment den Halt gegeben, den ich gebraucht hatte? Müßige Fragen, erst recht jetzt. Wir erreichten den zweiten Stock, betraten einen der drei Räume hier, über dessen Tür ein handgemaltes Schild eine „Lounge“ versprach, und schlossen die Tür hinter uns. Sofort wurde die laute Musik, die aus dem unteren Stockwerk hinaufschallte, zu einem gedämpften Hintergrundwummern, die Wände des alten Bunkers waren dick. Hier hatten sie Sofas und Sessel aufgestellt, verschiedenste Stile, alle recht verschlissen und sehr gemütlich. Sanfte Elektromusik von der angenehmen Sorte füllte den Raum, das Licht war gedämpft, abgesehen von einem Tisch unter dem Fenster, auf dem eine verirrte Schreibtischlampe brannte. Darum hatte sich eine kleine Gruppe gesammelt und schaute einem Mann zu, der am Tisch saß, schnell auf Bierdeckel zeichnete und die dann an die Umstehenden verteilte. Ich erkannte das Gesicht, der hatte früher manchmal ganz gute Karikaturen für die Schülerzeitung gemalt und so ein wenig Prominenz in der Stufe gewonnen. An den Namen konnte ich mich aber ums Verrecken nicht erinnern. Esther zog mich auf eins der Sofas und setzte sich in unverfänglich vertraute Distanz zu mir.

„Okay, was wolltest du sagen, unten?“

Ich sah auf meine Hände und wieder hoch zu ihr. Wie anfangen, nach all der Zeit? Ich versuchte denselben Text wie im Tanzraum, an den hatte ich mich zumindest gewöhnt.

„Es tut mir leid, Esther.“

Sie schaute mich verdattert an, und ihre Verwirrung war echt.

„Was tut dir leid?“

Ich stotterte herum, auf der verzweifelten Suche nach Worten. Eine Dekade voller Selbstvorwürfe, wann immer ich an meine erste große Liebe dachte – und dann das. „Wegen uns“, brachte ich

schließlich hervor. Sie brauchte noch einen Moment, dann verstand sie. Ihr Blick wurde warm und umfasste mich. Im nächsten Moment umarmte sie mich wirklich und hauchte mir einen Kuss auf die Stirn. Dann rückte sie wieder ab und schaute mich voll Mitleid an.

„Hast du das etwa die ganze Zeit mit dir rumgeschleppt?“

„Na ja ...“ Ich versuchte mit einer Geste zu zeigen, was ich nicht sagen konnte. „Du warst so traurig damals.“

Esther lächelte und schüttelte den Kopf. „Ich war nicht traurig, ich war völlig zerstört. Susie hat einen Racheplan nach dem anderen geschmiedet und sie mir alle vorgetragen. Aber ich war viel zu gedemütigt, um irgendetwas zu tun, außer sehr viel Vanilletee zu trinken und zu heulen.“ Sie lachte. „Aber das ist mehr als zehn Jahre her, Jo. Ich habe daraus gelernt. Und wir hatten vorher zwei wirklich schöne Jahre. Wir sind quitt, würde ich sagen.“

„Du bist mir gar nicht böse?“

Sie schüttelte wieder den Kopf. „Nein. War ich schon damals nicht mehr. Ich wollte dir das auf dem Abiball sagen, aber du bist ja dauernd vor mir weggerannt, du dämliches Gemüse.“

Jetzt musste ich auch lachen. Ich hatte mir oft ausgemalt, ob und wie sie mir verzeihen würde, in meiner Vorstellung hatte das meist mit einer tränenreichen Szene zu tun gehabt. Nun war der wichtigste Teil des Abends so leicht für mich vorübergegangen, wie ich es nie gehant hatte. An meinen Plänen für den nächsten Tag änderte das nichts, aber ich konnte mich endlich entspannen. Wir saßen eine Weile in vertrautem Schweigen nebeneinander, alte Freunde eben, die sich einmal sehr, sehr nahegestanden hatten. Dann stand Esther auf und nickte zu dem kleinen Getränkebuffet an der gegenüberliegenden Wand. „Ich hole mir mal was zu trinken. Willst du auch noch was?“

Ich schüttelte den Kopf, immer noch angenehm eingelullt von der Entspannung nach dem Sturm, der gar nicht stattgefunden hatte.

„Okay.“ Sie schaute kurz unschlüssig. „Wenn ich wiederkomme, musst du mir unbedingt von dem Buch erzählen, das du geschrie-

ben hast, ja? Alle sprechen davon, nur an mir ist es wohl völlig vorbeigegangen.“

„Wie schön“, murmelte ich unhörbar, nickte aber. Sie ging zum Buffet, auf halbem Weg kam sie an dem Tisch mit dem Zeichner vorbei. Aus dem Grüppchen, das darum stand, löste sich eine Frau und griff sie lachend am Arm. Manuela, erinnerte ich mich, sie war auch in dem Per-Anhalter-durch-die-Galaxis-Fanclub gewesen.

„He, du hast Esther noch nicht gemalt. Mal mal Esther!“

Der Zeichner schaute auf, sah Esther, stutzte und schaute noch einmal. Dann begann er zu zeichnen, langsamer und unsicherer als zuvor. Für mich war das ein willkommenes Zeichen. Sie würde eine Weile beschäftigt sein, und wir würden später noch Zeit haben zu reden. Vielleicht würde sie dann das Buch vergessen haben. Ich verließ den Raum und stieß fast mit David zusammen, der gerade hereinkommen wollte. Ich hielt ihn auf. Wenn die erste Pflichtveranstaltung des Abends schon so gut gelaufen war, wollte ich die zweite auch gleich hinter mich bringen.

„Weißt du, wo Erkan ist?“

„Erkan?“ Er schaute kurz irritiert, dann hellte sich sein Blick auf. „Ach ja. Der sitzt, glaube ich, drüben vor dem Pentagon. Mit ... äh ...“, er kratzte sich mit zusammengekniffenen Augen am Kinn. „Mit Thomas, wenn mich nicht alles täuscht.“

Ich verließ den Bunker und lief quer über die verkehrsberuhigte Straße. Inzwischen war es dunkel geworden, die Nacht war schön sommerlich lau. Vor der Eckkneipe gegenüber der Tankstelle standen Tische, an einem davon saß Erkan. Er spielte Schach mit einem Mann, der ein wenig aussah wie eine jüngere Version von Nick Cave. „Thomas“ hatte David ihn genannt. Ich erinnerte mich nur sehr vage an ihn. Das Schachspiel bestand aus roten und weißen Figuren, und die beiden begannen gerade ein neues Spiel. Erkan machte den ersten Zug mit einem der weißen Bauern. Ich trat unschlüssig und möglichst leise hinzu. Das war wohl nicht der richtige Moment für eine Aussprache. Thomas griff nach seinen Figuren, dann bemerkte er mich, blickte auf, und für einen Moment war ich erschüttert von der Wut in seinem Blick. Aber das war nur der

Bruchteil einer Sekunde, ich wusste kaum, ob ich es wirklich gesehen hatte. Thomas grinste.

„Hallo Jo.“ Er zwinkerte. „Ich habe dein Buch gelesen.“

Ich zuckte zusammen, und auch Erkan sah auf. Er schenkte mir ein freundliches Lächeln und deutete auf den freien Stuhl am Tisch. „Willst du dich zu uns setzen?“

„Ich will nicht stören.“

„Ach was“, sagte Thomas, „du störst doch nicht.“ Er klopfte auf den Stuhl. „Setz dich, alter Freund.“

Ich nahm den Stuhl, rückte ihn ein Stück von Thomas ab und setzte mich hin. Die beiden schauten jetzt zum Bunker hinüber, beide sahen nachdenklich aus. Ohne auf das Brett zu schauen, zog Thomas einen seiner Bauern. Ich blickte ebenfalls zum Bunker und fragte mich, was es da zu sehen gab.

Jemand kam aus der Tür, der Zeichner. Er lehnte sich an die Wand des Bunkers, ein Auto fuhr vorbei. Dann nahm er eine Zigarette aus der Brusttasche und begann zu rauchen. Im nächsten Moment kam Esther aus der Tür und sprach ihn an. Sie redeten kurz, er zappelte herum, verlor dabei seine Zigarette, sie sah ihn an, er sah sie an, sie lachten. Ich konnte nicht hören, was sie sagten, aber es reichte, die beiden zu sehen, um zu wissen, dass ich vermutlich für den Rest des Abends nicht an der Spitze von Esthers Prioritätenliste stehen würde. Ich spürte einen kleinen Stich und wunderte mich, warum. Thomas lachte leise und etwas bitter.

„Niedlich, die beiden.“

Erkan warf ihm einen scharfen Blick zu, sagte aber nichts, sondern machte einen weiteren Zug. Ich fühlte mich fürchterlich fehl am Platze. Aber als Erkan mich ansah, war die Schärfe aus seinem Blick verschwunden. Er wirkte traurig.

„Tut es weh?“

Normalerweise hätte ich jetzt den Verständnislosen gespielt, aber nach der Nummer auf der Brücke war ich gewillt, ihn als Gedankenleser zu akzeptieren. Oder zumindest als sehr begabten Empathen.

„Kaum“, sagte ich wahrheitsgemäß.

„Gut.“ Er nickte zufrieden. „Das ist deine Vergangenheit, weißt du?“

Ich blickte ihn irritiert an. Was sollte das hier werden, eine Therapiesitzung in der Außengastronomie?

„Das musst du mir nicht sagen“, versetzte ich.

„Was er meint, ist ...“, sagte Thomas und zwinkerte wieder, „... dass da noch eine Menge Fische im Teich herumschwimmen, gerade jetzt und trotz allem.“ Er grinste. „Hübsche Fische.“

„Was ich meine, ist ...“, sagte Erkan mit einem weiteren sauren Blick auf seinen Schachpartner, „... dass du noch eine Menge Zukunft hast.“

Das Gespräch kam mir von Sekunde zu Sekunde surrealer vor. Ich suchte in Erkans Gesicht nach irgendeiner Andeutung von Wissen, das ich nicht hatte, aber er schaute nur offen zurück.

„Ansichtssache“, antwortete ich schließlich.

„Nein“, sagte er leise. „Jetzt nicht mehr.“ Thomas lachte. Ich schaute von einem zum anderen.

„Gibt es irgendetwas, das ihr mir sagen wollt?“

Sie schüttelten seltsam synchron die Köpfe.

„Warum wolltest du unbedingt, dass ich zu der Party komme?“, fragte ich Erkan schließlich.

Er schaute ausdruckslos. „War mir eben wichtig. Und auf jeden Fall besser als das, was du vorhattest.“

„Wie hat er dich denn überredet?“, wollte Thomas wissen.

„Er hat mich nicht überredet. Er hat mich gekauft“, sagte ich. „Mit 14.400 Euro.“

Thomas' Gesicht hellte sich auf, ein breites Lächeln erschien darauf, offener und viel fröhlicher als dieses halbe Grinsen von vorher.

„Wie viel?“

„14.400.“

Seine Augenlider zuckten, und im nächsten Moment platzte ein Lachanfall aus ihm heraus, so spontan und ehrlich wie nichts, was er bis dahin gezeigt hatte.

„Du“, prustete er und zeigte auf Erkan, „du hast ja wirklich Humor. Hätte ich dir gar nicht zugetraut.“

Erkan grinste fröhlich und zuckte mit den Schultern. Ich hatte genug. Ich hätte wirklich gerne gewusst, warum Erkan mir meinen Suizid abgekauft hatte. Aber mir war klar, dass ich keine vernünftige Antwort bekommen würde, zumindest solange Thomas dabei war. Ich stand auf: „Ich geh dann mal.“

Zu meiner Überraschung nahm Erkan meine Hand, drückte sie und sah mir in die Augen.

„Alles Gute“, sagte er. „Wir werden uns wiedersehen.“

„Yup“, sagte Thomas, ohne von seiner neuerlichen Betrachtung des Schachbretts aufzusehen. „Man sieht sich.“

Als ich ging, hörte ich, wie er zu Erkan sagte: „Wie wäre es – um Geld? Ein Cent pro Figur?“

Erkan lachte.

## SONJA

Sie tanzte, um zu vergessen, dass sie nicht hier sein wollte, sondern zu Hause, bei Martin. Musik war Sonjas Fluchthelfer, ihre Tür zu sich selbst, ihr Schutz. Sie tanzte, versank, es gab nichts mehr als den Rhythmus, der in ihr widerhallte. Sie hatte nicht herkommen wollen, als klar war, dass Martin es möglich machen konnte, ein Wochenende, zwei Tage, ein paar mehr von diesen wertvollen, gestohlenen Stunden. Bald würde das vorbei sein, bald würden sie nicht mehr stehlen müssen, kein Verstecken, keine Blicke in die Runde, kein Raum zwischen ihnen, den sie erst überwinden durften, wenn die Zeugen fort waren. Aber noch waren es gestohlene Stunden, selten, die man nicht verschwenden durfte.

Er hatte sie ermutigt, hatte gesagt, dass es keine Verschwendung sein würde, und sie war gegangen, weil sie gesehen hatte, dass er es gegen seinen Willen gesagt hatte. Wieder seine Angst, sich in ihr Leben zu drängen, ihre Flügel zu kappen, was ihr, angesichts der Tatsachen, fast lächerlich abwegig vorkam.

„Es sind deine Freunde. Deine Vergangenheit, deine Party. Ich will nicht, dass du das verpasst, nur meinetwegen.“

„Ich habe da keine Freunde, Martin. Ich will bei dir sein.“

„Versuch es doch. Nur ein paar Stunden ... ich bleibe wach, ich warte auf dich. Aber ich möchte nicht, dass du nachher traurig bist, etwas verpasst zu haben. Wir haben das ganze Wochenende.“

Sie hatte gelacht, nachgegeben und war gegangen. Sie hatte sich ein Limit gesetzt und tanzte ihm entgegen. Kein verdammtes Gerede. Die Leute hier waren ihr genau so egal, wie sie es vorausgesehen hatte, vielleicht abgesehen von Doris Jovic. Die wiederzusehen hatte wirklich gutgetan, sie waren sofort wieder auf einer Wellenlänge gewesen, als wäre gar keine Zeit vergangen. Sie hätte sich gerne noch länger mit ihr unterhalten, aber Doris hatte so ziemlich jeden auf dieser Party irgendwann schon einmal abgeschleppt – im wörtlichen Sinne, sie war Juniorchefin des größten Berge- und Abschleppunternehmens in Leverkusen –, und dauernd wollte irgendjemand mit ihr darüber reden, sie hatten keine Ruhe gehabt. Letztlich hatten sie aufgegeben, sich lachend umarmt, Facebooknamen ausgetauscht und sich versprochen, die alte Freundschaft zu erneuern.

Und nun tanzte sie, durch „Jolly Roger“ und „The Voice“, „Pressure“ und „Fatman“, das ganze alte Zeug der 80er Stufe, völlig durcheinander, unpassend und chaotisch eigentlich, aber es war gut, eine neue Erinnerung, ein neuer Rhythmus mit jedem Lied.

DAF hatte sie eben aufgefordert, „Den Mussolini“ zu tanzen, als sie spürte, dass jemand neben ihr war, sich mit ihr bewegte. Sie schaute auf und grinste. Es war der Schriftsteller, Jo, der Typ, von dessen Buch plötzlich alle sprachen, weil es wichtig zu sein schien, dass er ein Promi war, zumindest so eine Art-von-Promi, und dass er aus ihrer Stufe hervorgegangen war. Sie hatte das Buch gelesen, vor ein paar Jahren schon, und es hatte ihr nicht gefallen. So eine Endzeitgeschichte, nicht spannend, aber so sehr an den Haaren herbeigezogen, dass sie weder die Situation noch die Figuren hatten fesseln können. Was ihr allerdings gefallen hatte, den ganzen Abend und von weitem, war, dass es Jo peinlich und unangenehm zu sein schien, dauernd darauf angesprochen zu werden. Sie hatte ein paar Mal mitbekommen, wie ihn jemand darauf angequatscht hatte, und jedes Mal schien er sich nach einer Fluchtmöglichkeit umzusehen.

Damit gewann er ebenso an Punkten wie damit, dass er hier mit Sakko und passender Hose über einem schwarzen T-Shirt aufgetaucht war. Bei einer Veranstaltung, in der so viele so viel verlorene Jugend wieder zurückzugewinnen versuchten, schien ihm das völlig egal zu sein. Sie hatte Jo zu Schulzeiten kaum gekannt, aber hier schien er einer der wenigen Lichtblicke zu sein – und eben nicht, weil er einen Anflug von Prominenz hatte, davon hatte sie nachhaltig genug. Wie oft hatte sie sich in den letzten Monaten gewünscht, der Prominente, der jetzt zu Hause auf ihrem Sofa saß und sich wahrscheinlich irgendeinen Film auf DVD reinzog – Arbeit hatte sie ihm verboten –, sei weniger berühmt.

Jo hatte sie nicht angetanzt, aber er fing ihren Blick auf, lächelte ebenfalls und bewegte sich mit ihr. Sie hatten Spaß daran, gemeinsam, unausgesprochen, und machten weiter, durch „Enola Gay“ und den „Turkish Song of the Damned“, bis Kim Wilde begann, die „Kids in America“ zu besingen. Sonja stöhnte hörbar, ihr Tanz fiel in sich zusammen, Jos ebenso. Sie lachten, und Sonja deutete mit dem Kopf gegen die Decke, Jo nickte.

Oben nahm sie sich einen Wodka Lemon vom Buffet, Jo tat es ihr nach. Sie setzte sich auf ein Sofa und erfreute sich an seinem ratlosen Blick. Er versuchte offensichtlich, sie einzuordnen, und scheiterte bei dem Versuch.

„Sonja“, sagte sie.

Jo schaute verdattert. „Was?“

Sonjas Stimmung stieg stetig, sie grinste wieder. „Sonja Krings. Mein Name. Du hast mich eben so fragend angesehen. Du hast keine Ahnung, wer ich bin, oder?“

Jo machte eine ertappte Geste. „Ahnung schon. Du hast was mit Musik gemacht, oder? Und warst früher blond.“

„Was mit Musik gemacht“ – so konnte man das auch nennen, ja. Sonja war ihm nicht böse, es war alles so lange her. Hatte er damals auch schon geschrieben? Für die Schülerzeitung vielleicht? Sie wusste es nicht, und es war auch nicht wichtig, ebenso unwichtig wie die Frage, ob er die miese Schulband noch auf dem Schirm hatte, die ihr Sprungbrett gewesen war. Aber es war gut, hier zu sitzen



und Spaß an einer völlig belanglosen kleinen Konversation zu haben mit jemandem, der sich und die allgegenwärtige Vergangenheit offenbar nicht besonders wichtig nahm.

„Hey!“, gab sie spielerisch erbost zurück. „Ich war die Schlagzeugerin unserer legendären Schulband. ‚Hanno and the Bruces‘, remember? Was mit Musik gemacht, tststs ... Und ich war nie wirklich blond. Ich bin eher so langweilerhellbraun.“

Jo schaute auf ihre Stirn, in die Fransen ihres kurzgeschnittenen Haares fielen. Blauschwarze Fransen. „Ah.“

„Man nennt es färben.“

„Und die Band“, er schnippte mit den Fingern, „der Frontman war ein Lehrer, Hanno ...“

„... Statthaus, ja. Hanno Statthaus. Hielt sich für den verlorenen Zwillingbruder von Bruce Springsteen. Daher der Name. Er hat es nie kapiert.“ Sie hätte fast gekichert bei der Erinnerung. Hanno war wirklich zu albern gewesen, wenn er versucht hatte, seine lange verlorene Jugend als Frontman einer Schülerband wiederzubeleben.

„Ihr wart gar nicht schlecht“, versuchte Jo, und es war ihm überdeutlich anzusehen, dass er keine Ahnung hatte, wovon er sprach. Sonja konnte nicht mehr anders, sie prustete los.

„Mann, bist du ein mieser Lügner“, lachte sie. „Wir waren schlecht. Hanno hat gesungen wie Kermit der Frosch, von seinem Gitarrenspiel gar nicht zu reden. Carmen hat uns gerettet. Die konnte nämlich echt Gitarre spielen. Und ich, weil ich eine gute Schlagzeugerin bin. Und damals schon war. Du erinnerst dich aber an Carmen, oder?“

Er nickte. „Ja. Die habe ich aber noch gar nicht gesehen.“

Sonja hatte Carmen früher am Abend getroffen, gerade als sie durch die Eingangstür des Bunkers gekommen war, den Gitarrenkoffer in der Hand. Ein paar Worte über Belanglosigkeiten und alte Zeiten, dann waren sie getrennte Wege gegangen. Aber wenn Carmen die Gitarre auspacken würde ... „Sie ist hier. Vielleicht spielt sie ja später noch, könnte sich lohnen.“

Jo zuckte mit den Schultern. „Mag sein.“

Sonja schaute ihn erstaunt an, dann verstand sie. Ihm war das

alles hier egal, ebenso egal wie ihr, und das machte sie zu Komplizen, wie seltsam das auch anmutete. Sie sahen sich eine Weile wortlos an, sie wartete, er suchte. Schließlich lachte sie wieder und half ihm: „Hallo Sonja, schön, dich wiederzutreffen, was machst du denn jetzt so ... und lächeln. Lächeln ist wichtig.“

Jo lächelte wirklich, unsicher, wie widerwillig. „Du hast selbst gesagt, dass ich mich nicht an dich erinnere. Tut mir leid, aber ...“

„Touché.“ Mit einem Mal mochte sie ihn wirklich und lächelte zurück, mochte ihn so sehr, dass sie in Betracht gezogen hätte, ihn mit nach Hause zu nehmen, wenn da nicht Martin gewartet hätte, den sie so viel mehr mochte als jeden anderen, der so viel wichtiger und wirklicher war. Dennoch – das versprach interessant zu werden. Sie entschloss sich, die unangenehme Wahrheit auszuprobieren: „Ich weiß aber, wer du bist, Jo. Und ich habe ...“

„... das Buch gelesen“, vollendete er den Satz.

„Hmja.“ Sie suchte nach den richtigen Worten. Wahrheit, ja, aber wehtun wollte sie ihm nun auch nicht.

„Und?“

„Na ja.“ Sie räusperte sich, nach Worten suchend. „Es ... äh ...“

„Es hat dir nicht gefallen.“

Sonja fühlte sich ertappt und fürchtete, dass das nette Gespräch jetzt doch ins Unangenehme kippen würde. Das hatte sie nicht gewollt, sie hätte besser ihre Klappe gehalten, einmal mehr. Verdammt. „Also ... nein, nicht richtig ...“

Und zu ihrer grenzenlosen Verblüffung lachte Jo, ehrlich und wie befreit. Er ließ sich in die Lehne des Sofas fallen, Sonja suchte nach einem Zeichen von verletztem Stolz oder überspieltem Ärger in seinem Gesicht, aber da war nichts dergleichen. Er schien im Gegenteil zum ersten Mal tatsächlich gelöst, erst jetzt wurde ihr klar, wie angespannt er die ganze Zeit gewirkt hatte. Dennoch – die Veränderung war so plötzlich und verblüffend, dass sie automatisch eine Entschuldigung suchte. „Tut mir ehrlich leid, aber ...“

Er atmete tief durch und schenkte ihr einen zutiefst freundlichen Blick. „Vergiss das blöde Buch, Sonja, ich hasse es. Also: Schön, dich wiederzutreffen, was machst du denn jetzt so?“

Sonja war erleichtert – sie hatte sich nicht getäuscht. Sie begann zu erzählen, im Schnelldurchgang, von ihrer Zeit an der Kölner PH und vom Ende ihres Kindertraums, Musiklehrerin zu werden – sie hatte während eines Schulpraktikums einen Lehrer niedergeschlagen. Das Arschloch hatte einer völlig verstörten Fünfzehnjährigen an die Brüste gefasst, um sie davor zu warnen, was „manche Jungs machen“. Es hatte kein Nachspiel gegeben – für niemanden, aber damit war ihr klar gewesen, dass sie um Schulen in Zukunft lieber einen Bogen machen würde. Sie erzählte von der Freundin ihrer Mutter, der Landschaftsgärtnerin, und von der Lehre, die eigentlich eine Verlegenheitslösung gewesen war und die Sonja aus Versehen zu ihrem Traumberuf geführt hatte – oder der Nummer zwei unter ihren Traumberufen. Sie überlegte, ob sie ihm auch von der Musik erzählen sollte, dem, was eigentlich wichtig war, aber sie fürchtete, ihm jetzt schon auf die Nerven zu gehen. Was machte sie hier? Die Rolle der Plaudertasche gefiel ihr nicht, und hier schon erst recht nicht. Aber jetzt, da er Mut gefasst hatte, stellte Jo auch noch die richtige Frage:

„Und was ist mit der Musik?“

Sie lächelte innerlich, dankbar. Nach außen blieb sie im Plauderton. „Oh, ich spiele immer noch. Professionell sogar, in einem Jazzprojekt und einer Punkband.“ Jo schaute verdutzt, klar, das machten alle. Sein Staunen über die Kombination und sein ehrliches Interesse danach waren auch die Eisbrecher bei Martin gewesen. Sonja lachte. „Doch, das geht. Es ist die Musik, nicht die Schublade.“

Er grinste, und sie verstand, dass er verstand. „Ganz schön volles Leben.“

Sie zwinkerte. „Sport mache ich auch. Kampfkunst.“ Sie nannte ihm die wichtigsten Disziplinen, die, in denen sie Meistergrade hielt, und er machte ein angemessen verwirrtes Gesicht – er hatte keine Ahnung und schämte sich nicht dafür. Das wurde ja immer besser. Sonja lachte.

„Und Familie?“, arbeitete Jo den Rest des Fragenkataloges ab. „Mann? Kinder?“

Reflexhaft wollte sie ihm die Geschichte erzählen, mit der sie

sich heute Abend alle vom Leib gehalten hatte – oder eher die Floskel. Von der Familie, die zu Hause wartete und zu der sie früh zurückmüsse. Erwartungsgemäß führte das dazu, dass niemand weiter nachfragte. In fünf Jahren würde das anders sein, vermutete sie, dann würden Kinder das Hauptthema sein – aber im Moment war „Familie“ hier noch ein Synonym für „gebremstes Leben“. Und die Hoffnung, dass die Jugend, die in Wahrheit bereits vorbei war, noch möglichst lange anhalten möge, war der geheime Kitt, der den Abend zusammenhielt und die meisten der anderen verband. Aber sie hatte Lust, Jo gegenüber bei der Wahrheit zu bleiben.

„Ein Freund. Seit ein paar Monaten.“ Sonja bemerkte, wie sie verträumt wurde. „Es ist alles etwas kompliziert. Wir ... wir können uns nicht oft sehen, und dieses Wochenende hat es mal geklappt. Er ist heute Nachmittag angekommen. Und jetzt sitzt er bei mir in der Wohnung rum, weil wir ja ausdrücklich keine Partner mitbringen durften.“

Jo bekam große Augen. „Was machst du dann hier? Wenn ich 'ne Freundin hätte, frischverliebt dazu ... Ich würde meinen Abend nicht damit verbringen zuzusehen, wie 100 Leute wieder in ihre Pubertät zurückretardieren.“

Sie hatte den spontanen Drang, ihn zu umarmen, und schaute stattdessen auf ihre Hände. „Ich wollte auch nicht. Aber er hat mich gedrängt. Familie und Freunde ... Das alles ist ihm so wichtig. Er hat gesagt, er will sich nicht zwischen mich und meine Freunde drängen. Ich soll unbedingt gehen. Na ja, ich werde wohl nicht lange bleiben, ich will nach Hause zu ihm. Und Freunde, hier ...“ Sie schnaubte – und Jo nickte.

„Willkommen im Club.“

Sie sah ihn an. „Sind dir auch alle hier so fürchterlich egal?“

„Nicht alle. Aber ich wollte eigentlich auch gar nicht kommen.“

„Und warum bist du hier?“

„Erkan hat mir eines von diesen Angeboten gemacht, die man nicht ablehnen kann“, antwortete Jo. „Und jetzt ist er nicht mal hier. Sitzt drüben vorm Pentagon, spielt Schach mit Thomas und gibt den Smartass.“

„Erkan ...“, sinnierte Sonja. Für einen Moment hatte sie nicht die geringste Ahnung, von wem er sprach – sie hatten einen Erkan in der Stufe gehabt? Hatices kleiner Bruder hatte Erkan geheißten, so viel wusste sie noch, aber der war zwei Stufen darunter gewesen ... Dann kam die Erinnerung zurück, seltsam klar und stückweise, ein Erinnerungspuzzle, das begann, ein Bild zu ergeben.

„Ach ja, der“, sagte sie vage, unsicher, was das Bild ihr sagen wollte. „Es ist komisch, oder? Nachdem Martin – also mein Freund – mich bequatscht hat, doch hierhinzu gehen, habe ich noch gedacht, es könnte interessant sein, einfach um mal zu sehen, wie die Leute sich so entwickelt haben. Aber es ist egal. Es ist völlig egal, wer Arzt geworden ist, wer Banker, wer Bildhauer, wer immer noch studiert. Nach zwei Stunden sind wieder alle die Alten.“ Sie grub in den geistigen Gesprächsnotizen, die sie in dem ganzen leichtgewichtigen Geplauder gesammelt hatte. „Jan zum Beispiel. Es ist echt eine Schande, er gibt wieder den dämlichen Clown, den er neun Jahre lang gegeben hatte. Weißt du, was der im wirklichen Leben jetzt macht?“

„Nö“, sagte Jo, und sie sah, dass er sich zu erinnern versuchte, wer Jan war. Er stand ganz in der Nähe, unübersehbar, hünenhaft. Sonja deutete mit dem Kopf auf ihn.

„Der ist Oberleutnant bei der Bundeswehr! Der war vor ein paar Wochen noch in Afghanistan. Ich meine – so etwas ist doch interessant, das ist die Wirklichkeit. Stattdessen macht er wieder einen auf Mario Barth.“ Sie kramte weitere Notizen aus dem Gedächtnis, Notizen, die sie spätestens übermorgen schon verbrannt haben würde. „Susie ist gerade nach München gezogen, weil sie da in Beratung macht. Hier ist sie nur die kleine Maus von früher. Oder David. Der ist jetzt Chef von so einem Oberwichtigcharitylogistikunternehmen.“ Sonja lachte bitter. „Aber heute interessieren sich alle nur dafür, dass er die Nummer hier organisiert hat und dass er früher Schülersprecher war. Das ist doch völlig albern.“

Jo zuckte mit den Schultern. „Aber die Mücke ist gut.“

Sie starrte ihn kurz erstaunt an und grinste dann. Er hatte verstanden, wieder. Wie angenehm. „Genau. Tanzen?“

„Tanzen!“

Sie kehrten zurück nach unten und tanzten lange, bis sie schließlich wieder getrennte Wege gingen. Später in der Nacht, als sie ihr Zeitlimit erreicht hatte und die Sehnsucht sie nach Hause zerrte, stand er plötzlich wieder vor ihr. Schwer betrunken, aber immer noch die angenehmste Erinnerung, die sie mitnehmen würde. Von Doris und ihm würde sie Martin erzählen, von niemandem sonst. Sonja hatte die Jacke schon an und freute sich, sich noch von Jo verabschieden zu können. Sie umarmte ihn, und er erwiderte die Umarmung – etwas verblüfft, leicht schwankend und herzlich.

„Grüß deinen Martin“, sagte er mit etwas schwerer Zunge. „Unbekannterweise ...“ Das Wort bekam er gut heraus und war sichtlich stolz darauf. Sonja lachte.

„Mache ich. Melde dich mal, ja? Facebook?“ Sie dachte kurz nach und sagte dann: „Und schreib noch ein Buch. Ein besseres, das kannst du, ich bin sicher.“

„Klar“, sagte er. „Sicher.“

Sonja schaute ihn prüfend an, er wirkte mit einem Mal wie verloren. Aber dann lächelte er wieder und zwinkerte ihr zu. Sonja winkte, Jo winkte zurück und wandte sich in Richtung des Raumes, den sie zur Lounge ernannt hatten. Sonja schaute ihm kurz nach, dann wandte sie sich um, lief die Treppen hinunter und hinaus.

Nach Hause.

## DAVID

„Da oben pennen immer noch welche“, sagte Kerstin. „Das muss doch echt nicht sein, die sollen sich jetzt auch mal nützlich machen oder nach Hause gehen, wir haben noch eine starke halbe Stunde, dann müssen wir hier raus sein.“ David, Matthias und sie hatten gerade den Tanzboden gefegt, langsam mussten sie hier raus, wenn sie nicht noch den halben Samstag zusätzlich bezahlen wollten.

„Ich kümmerge mich darum.“ David stellte den Besen ab und ging nach oben, Matthias folgte ihm, einen Müllsack hinter sich her

schleifend. Oben begann er, Becher, Pappteller und Plastikbesteck einzusammeln, während David die Decken entfernte, mit denen sie die Fenster abgehängt hatten. Das half. In die meisten der dösenden Gestalten auf Sofas, Sesseln und Fußboden kam Bewegung. Direkt vor ihm kroch Daniel aus seinem Schlafsack. Erst hatte er sie alle mit seinen Karikaturen unterhalten, dann hatte er sich fürchterlich besoffen und war hier zusammengesunken. Immerhin hatte er es noch in seinen Schlafsack geschafft, das konnte man nicht von allen behaupten. David überlegte, ob er Daniel erzählen solle, dass Esther sich seine Adresse hatte geben lassen, ließ es dann aber. Er wusste ja gar nicht, warum sie die hatte haben wollen, vielleicht plante sie eine Überraschung oder so etwas.

Doris und Carmen waren beide wach, saßen in zwei Sesseln und unterhielten sich in aller Ruhe, als wollten sie die Party einfach fortsetzen. Etwas Sorgen bereitete ihm dagegen Jo. Der Schriftsteller hatte sich auf einem viel zu kleinen Sofa zusammengerollt, schon bei seinem Anblick bekam David fast Rückenschmerzen. Jo schnarchte zum Steinerweichen. David rüttelte sanft an seiner Schulter.

„Jo? Hey, Mann, wach mal auf. Jo?“

Er schüttelte noch mal vorsichtig. Jo machte kurz die Augen auf und schloss sie sofort wieder. Dann blinzelte er mehrmals, öffnete die Augen endgültig und ließ sie kurz durch den Raum schweifen, bis sie auf David zur Ruhe kamen. Jo sah erbarmungswürdig aus, blass und verschwitzt mit tiefen Schatten unter den Augen.

„Alles gut mit dir?“, fragte David besorgt.

Jo versuchte zu nicken, ließ es aber nach dem ersten Versuch sofort wieder. „Ja, klar“, murmelte er verschliffen. „Hab’ nur ’was verkrümmt geschlafen. Und ’n Kater.“

David lachte. „Da bist du nicht der Einzige. Tut mir leid, aber ich musste dich wecken, wir müssen um zehn hier raus sein.“

Jos Blick wurde klarer, er setzte sich auf, blinzelte zweimal heftig und stand auf. „Wie viel Uhr ist denn?“

„Halb zehn durch.“ David schaute ihn noch einmal prüfend an. „Willst du ein Aspirin?“

Jo schüttelte den Kopf und verzog sofort das Gesicht. „Nee, ver-

trage ich nicht. Hast du 'ne Ibuprofen?“ David verneinte. Er hatte gestern einfach die erstbeste Schachtel aus dem Schrank genommen, bevor er zur Party gekommen war, es waren ASS-Tabletten gewesen. Und die waren jetzt auch fast alle.

„Ich habe Ibuprofen“, sagte jemand hinter ihnen. „Vierhundert?“

„Klar“, sagte Jo, „danke.“ Sie drehten sich gemeinsam um und sahen in Daniels Gesicht. Er sah immer noch reichlich zerknautscht aus. Mit der Rechten streckte er Jo den zerdrückten Rest eines Blisters entgegen, in dem sich eine einzelne pinke Tablette befand. Jo nahm sie. „Danke“, sagte er noch einmal und zwang seinen Mund in ein Lächeln. Daniel lächelte, ähnlich gequält, und David musste innerlich grinsen. Ja, für die beiden hatte der Abend hart geendet.

„Nicht dafür“, erwiderte Daniel, klopfte Jo auf die Schulter, schüttelte David die Hand, verabschiedete sich und trollte sich durch die Tür zum Treppenhaus. Jo schluckte die Tablette mit Hilfe des Inhaltes eines Pappbechers, den Matthias hinter dem Sofa übersehen hatte. Was immer darin gewesen war, es musste widerlich sein. Jo schüttelte sich angeekelt, klaubte sein Jackett vom Boden, klopfte es aus und zog es über. David sah ihn zweifelnd an. Er war vorhin draußen gewesen, es war jetzt schon so heiß, dass er keine Menschenseele vor der Tür gesehen hatte, an einem Samstagvormittag nicht weit von der Opladener Innenstadt. Das würde ein gnadenloser Sommertag werden.

„Du wirst ganz schön schwitzen“, warnte er Jo. „Draußen ist es jetzt schon verdammt heiß.“

Der zuckte mit den Schultern: „Mir egal.“

Der Mann hatte offenbar Todessehnsucht. „Okay. Na dann ...“ Er stockte, dann schnippte er mit den Fingern. Sonja war ihm eingefallen und ihr seltsames Verhalten gestern. Und dass sie eine ganze Zeit mit Jo herumgehangen hatte. „Ich wollte dich noch was fragen. Du hast dich doch gestern länger mit Sonja unterhalten, oder? Sonja Krings.“

„Ja. Und mit ihr getanzt. Warum?“

„Kennst du sie noch gut? Also ... habt ihr viel Kontakt oder so?“



Jo lachte. „Nein. Ich habe sie gestern zum ersten Mal seit dem Abi gesehen.“

„Hm.“ David versuchte, den Grund seiner Sorge zu fassen. „Du weißt nicht, ob irgendwas mit ihrer Familie ist oder so?“

„Familie? Nein, wieso?“ Er schien irritiert.

David überlegte. „Nur so. Sie sagte gestern, dass sie zu ihrer Familie müsse, und war dann ganz schnell weg. Sie war so komisch. Ich dachte ... Ich habe mir irgendwie Sorgen gemacht.“

Jo zuckte mit den Schultern. „Echt, keine Ahnung, David.“ David schüttelte seine Sorge ab.

„Ist ja auch egal. Jedenfalls ... tschüss, Jo.“ Er reichte ihm die Hand, Jo nahm und drückte sie – einmal und dann noch mal, mit überraschender Herzlichkeit.

„Danke für die Party und alles.“

David lächelte. Einen Dank hatten Kerstin, Matthias und er heute Morgen selten zu hören bekommen, obwohl augenscheinlich alle eine gute Zeit auf der Party gehabt hatten. „Hat's dir gefallen?“

„Ja, wirklich. Und es hat gutgetan, mal wieder mit ein paar Leuten zu reden.“

„Freut mich.“ Er lachte fröhlich. „Matthias, Kerstin und ich haben gedacht, wir machen das nächste Treffen schon in fünf Jahren, was hältst du davon? Wir haben immer noch Geld in der Kasse vom Abiball und ...“

„Ach ja, das Geld“, unterbrach Jo ihn. „Ich habe noch gar nicht bezahlt. Wie viel? Zwanzig Euro?“

David wehrte ab. „Musst du aber nicht jetzt machen. Du kannst mir das nächste Woche überweisen oder so.“

„Nee, besser jetzt.“ Jo griff in die hintere Tasche seiner Hose, zog einige Scheine heraus und drückte sie David in die Hand. „Hier. Der Rest ist für die Abiballkasse. Trinkt was auf mich, falls ich beim nächsten Mal nicht dabei sein sollte.“ David schaute verdutzt auf das Geld. Das waren mehr als hundert Euro. „Warum ...“, begann er, aber Jo war schon durch die Tür des Bunkers verschwunden.

Draußen lief ich in eine wattige Wand aus Wärme. Die Luft schien tatsächlich Substanz zu haben, nach der leichten Kühle des Bunkers. Die Hitze des Sonnenlichts, das schon jetzt, am Vormittag, auf der Haut brannte, war hart und erfrischend. Dieser Frühsommer war der heißeste seit Jahren, und heute wollte er, so schien es, sein Meisterstück abliefern. Ich ging an meinem Motorrad vorbei, ohne es weiter zu beachten. Als ich die Humboldtstraße überquerte, warf ich mein Jackett von mir. David hatte recht gehabt, es war wirklich viel zu heiß dafür. Während es auf den Gehsteig segelte, schaute ich mich um, ob irgendwer diesen Akt der Befreiung mit ansah und vielleicht missbilligte, aber die Straße war menschenleer. Mich wunderte das nicht. Ich wäre bei der Hitze auch nicht vor die Tür gegangen, hätte ich nicht etwas Wichtiges vorgehabt.

Früher, vorher, hätte ich weitere Erleichterung gesucht, wäre vielleicht durch die kühlen Hinterhöfe spaziert, in den Schatten der Häuser und Bäume. Aber je näher ich meinem Ziel kam, desto gleichgültiger wurde ich. Ich spürte, dass ich die Welt der Lebenden bereits verlassen hatte, und es schien mir nur passend, dass mir auch keiner von ihnen begegnete. Mein Körper lebte noch, bewegte sich, fühlte, wenn auch zunehmend gedämpft. Die Hitze war da, aber sie betraf mich nicht mehr. Von den Schmerzen in Kopf und Gliedern hätte ich nicht einmal sagen können, ob ich sie noch spürte oder ob sie nur eine schwache Erinnerung waren. Etwas hatte sich grundlegend geändert, und ich fühlte mich, als wäre ich bereits an einem anderen Ort, nicht mehr lebendig, noch nicht tot. Seit ich beschlossen hatte, dass ich mein Leben beenden würde, hatte ich mir seltsamerweise keine Gedanken mehr darüber gemacht, ob es danach irgendwie weitergehen könnte. Wenn ja, würde ich es merken. Wenn nicht, dann nicht. Nun stahl der Gedanke sich zurück, aber weder als Furcht noch als Hoffnung, nur als eine vage Neugier. Binnen kürzester Zeit würde ich entweder mehr wissen als alle lebenden Menschen – oder gar nichts mehr. Darauf war ich gespannt. Und all dies, die Gefühllosigkeit, die Gleichgültigkeit und die Neu-

gier machten mir klar, dass ich nun wirklich so weit war. In Köln, auf der Hohenzollernbrücke, hatte ich nichts dergleichen gespürt. Deshalb war ich wahrscheinlich so unfähig gewesen zu springen oder auch nur Erkans Lockung zu widerstehen. Nun hätte er mir bieten können, was er wollte – nichts würde mich noch umstimmen.

In dieser Verfassung überquerte ich den großen Parkplatz an der Bahnallee. Ich war ganz schutzlos, und die Sonne brannte auf mich herab, aber mich beschäftigte lediglich ein amüsanter Gedanke: Wenn ich mich jetzt in die Büsche hinter dem Parkplatz schlagen, die Gütergleise überqueren und die Böschung hinunter zu den Personengleisen klettern würde, um den Bahnsteig an seiner entferntesten Spitze zu betreten, wer oder was sollte mich aufhalten? Von allen verbotenen Dingen, die ein Todgeweihter tun konnte, war dies sicherlich eines der harmlosesten, andererseits: Es hatte etwas Verwundenes, dass die Drohung der heranrauschenden Züge, die mich seit meiner Kindheit ganz hier in der Nähe verfolgt hatte, nun zur Hoffnung geworden war. Ich tat also genau das, durchquerte das Gestrüpp und schlenderte durch ein Gleisbett nach dem anderen. Niemand hielt mich auf. Kein Bahnarbeiter kam, um mich aus der Gefahrenzone zu brüllen. Kein Zug kam, um mir ein Ende zu machen. Während meiner Vorbereitungen auf den Sprung in Köln hatte ich mir viele Gedanken gemacht, auch über traumatisierte Zugführer. Das alles war nun so egal. Es gab nur noch mich, den heißen, seltsam stillen Samstagvormittag rings um mich, vielleicht noch die Erinnerung an die Menschen, mit denen ich meine letzten Stunden verbracht hatte, Esther, Sonja, David, Erkan, meine alten Stufenkameraden. Sonst gab es keine Menschen mehr, schon gar keine Zugführer, Zeugen oder Sanitäter, die mit meinem Tod und seinen Folgen würden leben müssen. Das war alles schon weit fort.

Dennoch war ich einigermaßen erstaunt, als ich nach meinem Marsch vom äußersten Zipfel des Bahnsteiges her im eigentlichen Bahnhof ankam und dort tatsächlich niemanden vorfand, nicht einen Menschen. Das war ungewöhnlich für einen Samstag, normalerweise war hier immer eine kleine Menge, die darauf wartete,

sich zum Shopping nach Köln fahren zu lassen. Ich schaute über die anderen Bahnsteige – nichts, kein einziger Fahrgast. Ich ging in die Wartehalle, auch dort – kein Mensch. Dann kam mir ein Gedanke, und ich verglich den Fahrplan mit der Uhr auf dem Bahnsteig: natürlich. Der Zug nach Köln war gerade weg und hatte den Bahnhof geleert. Irgendwo in dieser Logik gab es einen ganz gewaltigen Fehler, fand ein besserwisserischer Teil meines Verstandes, aber ich war nicht in der Stimmung, dem nachzugehen. Auch die Logik lag hinter mir, und für die Tatsache, dass ich an einem Samstag um Viertel nach zehn der einzige Mensch am Opladener Bahnhof war, reichte mir diese einfache Erklärung völlig. Was gingen mich die Seltsamkeiten der Lebenden an.

Der Moment war nun nah. Eigentlich hatte ich vorgehabt, mich hier im Bahnhof vor einen einfahrenden oder besser vor einen durchfahrenden Zug zu werfen, aber nun kam mir eine noch hübschere Idee. Ich stieg vom Bahnsteig in das Gleisbett hinab und begann, in Richtung des nächsten Bahnhofes zu schlendern, nach Leichlingen. Der Spaziergang hierher hatte mir gefallen, nicht trotz, sondern gerade wegen der betäubenden Hitze. Ein Marsch war etwas anderes, als im Bahnhof zu warten. Ich würde tätig sein, in Bewegung bis zum Schluss, mit dem Rest meines Verstandes auf die Schwellen und den Schotter und die Hitze gerichtet, bis etwas kommen und mich mitnehmen würde.

Eine Weile liefen das Güter- und das Personengleis nebeneinander her, dann trennten sie sich, zwischen einem großen Feld zur Rechten und dem letzten Rand einer Schrebergartenanlage. Hier bog der Güterverkehr nach Nordwesten ab, während die Personenzüge weiter scharf nach Norden fuhren – oder von dort kamen. Ich entschied mich für die Personenstrecke: Ein durchfahrender ICE, auf dem Weg von Köln nach Solingen oder entgegengesetzt, war das Beste, was mir passieren konnte. Immer wartete ich auf die Vibration, die das Herannahen eines Zuges ankündigen sollte, doch nichts geschah. Die Vögel zwitscherten, die Sonne brannte, und ich schlenderte das Gleis entlang, während der Tod sich verspätete. Das kam eben davon, wenn man sich die Bahn als ultimatives Beförde-

rungsmittel aussuchte. Hätte ich denselben Spaziergang auf der A3 gemacht, wäre ich vermutlich schon einen wichtigen Schritt weiter.

Ein paar hundert Meter später wurde meine Wanderung angenehmer. Ich trat in den Schatten der Bäume, die zu beiden Seiten der Wupper wuchsen, und war bald darauf auf der Brücke über den Fluss. Auch so eine Kindheitserinnerung – die hohe, auf schlichte Weise schöne Eisenbrücke und die kleinere, überdachte Fußgängerbrücke darunter, durch die zu rennen es sich einfach des Klanges wegen gelohnt hatte. Glückliche Zeiten. Wenn ich nicht mit meinen Freunden gespielt hatte, hier an der Wupper, verbotenerweise, oder an einem der vielen anderen magischen Orte der Zauberzeit, dann hatte ich zu Hause gegessen und Comics gemalt, kleine Bildergeschichten für meine Eltern oder meinen kleinen Bruder. Gute Zeiten, gute kleine Geschichten. Lange bevor ich eine sehr gute und sehr große Geschichte niederschrieb, die zu meinem Fluch werden sollte.

Nachdenklich trat ich an den Rand des Gleises und schaute hinunter. Die Wupper war flach, der heiße Frühsommer hatte schon Anfang Mai begonnen und den Fluss ausgetrocknet. Aber sie war immer noch schnell und reißend, viel wilder als der Rhein, der auf eine riesige, gemächlichere Weise bedrohlich war. Hier konnte ich es zu Ende bringen, jetzt, hier gab es keinen Zweifel. Einen Kopfsprung in die Wupper würde ich nicht überleben, nun, da sie nicht mehr war als ein sehr wilder und breiter Bach. Aber ich musste an Benny denken, Benjamin, meinen kleinen Bruder, der jetzt in Bonn wohnte und Theologie studierte. Wir hatten schöne gemeinsame Zeiten gehabt dort unten, und ich wollte ihm den Ort nicht verderben. Außerdem erschien mir die zermalmende Kraft eines Zuges immer noch einladender als die schädelspaltendeten und genickbrechenden Steine auf dem Grund des Flusses. Ich schöpfte noch eine Weile Kraft und machte mich auf den letzten Teil der Reise.

Die Bahnstrecke zwischen Opladen und Leichlingen misst fast sechs Kilometer. Ich ging auch hinter der Brücke gemächlich weiter, in Abschiedsgedanken versunken, und so dauerte es wohl mehr als eine Stunde, bis ich aus dem Schatten der Bäume trat,

den Bahnübergang passierte, in Leichlingen die Schienen verließ und auf den Bahnsteig kletterte, ratlos inzwischen. Nicht ein Zug war gekommen, um mich mitzunehmen, weder ein Schnellzug auf der Durchfahrt noch eine der regelmäßigen Nahverkehrsbahnen, von denen wenigstens vier in die eine oder andere Richtung hätten fahren müssen. Nichts war geschehen, nicht einmal eine Vibration oder irgendein Zeichen einer Störung. Und dann drängte sich der Fehler in meiner Logik, den ich in Opladen noch so abgetan hatte, mit Macht zurück in meinen Verstand. Es war so: Wenn die Regionalbahn nach Köln wenige Minuten vor meiner Ankunft die Menschen dort aus dem Bahnhof abgeholt hätte, dann hätte ich sie unweigerlich sehen müssen, sie wäre an mir vorbeigefahren, während ich über den Bahnsteig ging. Oder sie hätte mich einige Minuten vorher erwischt, als ich auf den Gleisen unter dem Parkplatz war. Aber da war keine Bahn gewesen. Und trotzdem ein leerer Bahnsteig.

Ich sah mich um. Auch der Leichlinger Bahnsteig war einsam und verlassen. Gut – hier wurde gebaut, aber auch rund um den Bahnhof: kein Mensch. Niemand ging hinunter in die Stadt, niemand kam herauf. Das Lager der Raiffeisengenossenschaft dem Bahnhof gegenüber – verwaist, kein Auto auf dem Parkstreifen davor. Und auf der Hochstraße, die die Gleise querte und eine der wichtigsten Zufahrtstraßen zum Stadtzentrum war, fuhr nicht ein Auto. Fünf Minuten. Zehn Minuten. Nichts. An einem Samstagmittag. Kein Auto. Kein Mensch. Nichts, gar nichts.

Irgendetwas stimmte hier absolut nicht.

\*\*\*

Kein Mensch.

Ich stand mitten auf dem Bahnhofsvorplatz und drehte mich buchstäblich um mich selbst. Von der Häuserzeile gegenüber dem Bahnhofsausgang zur Straße und zurück zum ehemaligen Bahnhofsgebäude, das nun ein Café beherbergte, und der Bushaltestelle davor, zum Parkplatz hin und wieder zur Häuserzeile. „Bioladen“

stand da. Ich ging hinüber, aber da war nichts, was einem Geschäft glich, der düstere Raum hinter der verschlossenen Tür sah eher nach einer Praxis aus. Auch hier kein Mensch, ich musste durch die Lamellen eines Vorhangs linsen. Und dann, mit einem Mal – Erleichterung. Natürlich. Die Welle der Erleichterung war so stark und so warm, dass mir die Knie weich wurden, ich sank an der Wand des Hauses zusammen und musste mich auf den Bordstein setzen.

Natürlich.

Es war in Wirklichkeit Sonntag. Und das hier war Leichlingen. Ein grüner Fleck am städtischen Rand des Bergischen Landes, der davon profitierte, dass Leverkusen so unattraktiv war, dass seine wohlhabenden Bewohner gerne ins Umland flohen, um dort einzukaufen, zu siedeln und Steuern zu zahlen. Ein hübsches Städtchen, in dem der Hund verfroren war. Wenn nicht gerade irgendein Erdbeer-, Apfel- oder anderes Obstfest stieg, war Leichlingen an Sonntagen so tot, toter ging es nicht mal metaphorisch. Halb so groß wie der Friedhof von Chicago, aber doppelt so ... Ich lachte laut auf, hysterisch, und versuchte die Stimme der Logik zu übertönen, die schon wieder anfang zu nerven.

„Der Leichlinger Bahnhof mag vielleicht sonntags verlassen sein“, nörgelte sie, „aber Opladen? Am Vormittag? Und so tot, dass zehn, zwanzig Minuten lang nicht ein einziges Auto fährt, ist es nicht mal hier. Und was die Züge betrifft ...“

„Halt die Fresse!“ Ich schlug mir unwillkürlich die Hand vor den Mund – hatte ich das wirklich gerade laut gerufen? Ich glaubte, einen Widerhall zu hören, und sah mich peinlich berührt um, aber niemand starrte mich an. Logisch – es war ja niemand da. Ich schob den Gedanken an die Züge von mir, denn dahinter lauerte ein anderer, den ich nicht denken wollte. Stattdessen machte ich mich auf, der nöhlenden Stimme das Maul zu stopfen. Es mochte vielleicht seltsam aussehen, aber so seltsam war die Einsamkeit hier gar nicht. Es war Sonntag. Es war brütend heiß. Da konnte es in so einem Kaff durchaus mal passieren, dass niemand auf der Straße ist. Aber natürlich gab es auch Menschen, die am Sonntag arbeiten mussten,

zum Beispiel die Typen, die den Bahnhof überwachten. Ich schritt entschlossen um das Bahnhofsgebäude herum. Auf der Rückseite befand sich ein Gebäudeteil, der an einen kleinen Flughafentower erinnerte – große Fenster unter einem flachen Dach.

Hinter den großen Fenstern war es völlig dunkel, dort war niemand, und ich versuchte mich zu erinnern, ob da in den letzten Jahren überhaupt wirklich jemand gewesen war. Schließlich hatten die ja den ganzen Bahnverkehr mehr und mehr automatisiert, wahrscheinlich waren die Gestalten in dem Tower nicht mehr als eine sentimentale Jugenderinnerung. Genauer betrachtet wirkte das Gebäude wirklich, als sei es lange ungenutzt, die weiße Farbe an den äußeren Rahmen der Fenster war abgeblättert, und die großblättrige Zimmerpflanze dahinter schien ungepflegt ...

Andererseits – was sollte eine Zimmerpflanze in einem ungenutzten Tower? Egal, eigentlich. Wichtiger war, dass es durchaus logisch sein mochte, dass das Gebäude, welchem Zweck es auch diente, sonntags nicht genutzt wurde.

„Wenn man davon absieht, dass heute Samstag ist“, ließ sich die verdammte Stimme vernehmen.

Was?

Wieder taumelte ich, diesmal setzte ich mich aber nicht, sondern stützte mich an dem niedrigen Metallzaun ab, der die Gleise vom rückwärtigen Teil des Bahnhofs trennte. Eine heiße Kugel breitete sich in meinem Bauch aus. Samstag? Blödsinn. Das hatte ich vorhin in Opladen gedacht, aber es war Quatsch. Schließlich hatte ich eine Party hinter mir, und wer feierte denn eine Revival-Party am Freitag? Dieses Nachpartygefühl war eine typische Sonntagempfindung. Das war doch ...

... völlig richtig. Ich hatte mich nicht wirklich dafür interessiert, weil ich nie vorgehabt hatte, die Party zu besuchen, dennoch hatte ich es mitbekommen. Ursprünglich war die Party für den Samstag geplant gewesen, ja. Doch dann hatte es in der Newsgroup unseres Abiturjahrgangs eine Diskussion gegeben, denn die Absagen hatten sich gehäuft. Jeder und jede schien an diesem Samstag einen wichtigen Termin zu haben, also hatten David, Kerstin und Mat-



thias den Termin auf den Freitag gelegt. Ich erinnerte mich daran, wie ich Lynn von den Mails erzählt hatte, die über die Newsgroup kamen und meinen Posteingang zuspamten. Also musste das noch vor März passiert sein.

Lynn. Was sie wohl gerade machte? Samstags hatte sie meist bis zum Nachmittag geschlafen. Also lag sie vermutlich noch im Bett, neben dem Mann, dessen Name nicht gedacht wird. Oder machte er ihr ein spätes Frühstück? Lynn liebte das.

„Scheiß auf Lynn!“

Ich hatte schon wieder gebrüllt und trat, wütend ob meiner Schwäche, vor den Metallzaun. Das tat nur ein bisschen weh und erfrischte mich genug, mich von meinem Selbstmitleid zu meinen aktuellen Problemen zurückzubringen. Es war Samstag, leider völlig zweifelsfrei. Samstagmittag am Bahnhof einer mittelgroßen Stadt in Deutschland, und ich hatte seit mittlerweile geschätzten zwei Stunden keinen einzigen Menschen gesehen. Für meinen Marsch über die Gleise mochte das ja noch angehen („Abgesehen davon, dass kein Zug ...“ – „Halt! Die! Fresse!“), aber hier? Hier ging das überhaupt nicht. Etwas stimmte hier nicht, etwas war hier profund und allumfassend falsch, absolut falsch.

Ich ging die Bahnhofstraße hinunter, die Hauptstraße, die zum Zentrum der Stadt führte, anfangs noch neugierig. Das vor allem. Die durchsichtige Mauer, die in den vergangenen Stunden schnell um mich gewachsen war und tiefe Fundamente in den Wochen und Monaten und Jahren davor hatte, schützte mich. Das war ja gar nicht mehr meine Welt. Es war die Welt der Lebenden, von der ich mich verabschiedet hatte, auch wenn die Lebenden gerade nicht anwesend schienen. Diese Welt ging mich nichts an, dass ich immer noch darin herumlief, war ein Unfall, ich war ein Toter auf Urlaub. Und solange ich Urlaub hatte, konnte ich dieses interessante kleine Problem erforschen. Immerhin eine spannende Art, meine letzten – was? Minuten? Stunden? Mehr doch nicht – hier zu verbringen. So kam es, dass ich die breite, abschüssige Straße hinabschritt, vorbei an Restaurants, einem altherwürdigen Café, einer Apotheke, Wohnhäusern, eifrig von Straßenseite zu Straßenseite wechselnd,

in Fenster spähend und nach Aushängen suchend, die mir erklärten, wohin all die Leichlinger verschwunden waren. Unterwegs kam mir der Gedanke, dass es vielleicht einen Unfall gegeben habe, irgendeine technische Katastrophe, und man hatte die ganze Stadt evakuiert. Vielleicht nicht nur diese Stadt, vielleicht auch die angrenzenden Städte oder Stadtteile, also auch Opladen. Das würde auch erklären, warum der Bahnhof dort so verlassen gewesen war. Und uns übriggebliebene Partygäste in unserem Bunker hatte man einfach vergessen. Ich fing an, mich mit der Idee anzufreunden, und überlegte schon, wie ich ergründen könne, welcher Art die Katastrophe gewesen sei. Angst hatte ich keine. Was immer passiert war – wenn man dafür ganze Städte evakuierte, musste es eine tödliche Bedrohung sein. Genau, was ich suchte.

Dieses hübsche Wolkenkuckucksheim hielt so lange, bis ich die Autos sah. Die Straße fiel steil vom Bahnhof zum Tal der Wupper hin ab. Am Fuß des Hügels kreuzte sie die Straße, die zur zentralen Brücke über den Fluss führte, verlief in einer sanften Kurve und folgte dann dem Lauf der Wupper, die knapp hundert Meter zur Linken hinter zwei Häuserzeilen floss. Auf der Kreuzung standen zwei Autos, und dahinter, im Scheitelpunkt der flachen Kurve, hatte sich ein Knäuel aus fünf weiteren gebildet. Von weitem hatte ich das noch ignorieren können, aber je näher ich kam, desto deutlicher war es. Nicht zu leugnen. Die Autos auf der Kreuzung – ein Toyota Yaris und ein alter 3er BMW – standen ohne jedes logische Verhältnis zum Straßenverlauf einfach da, als hätte ein Riesenkind sie nach seinem Spiel dort vergessen. Die Wagen, die das Knäuel bildeten, erzählten keine Geschichte eines dramatischen Unfalls. Die drei, die am nächsten zum Bürgersteig standen, hatten Blechschäden, Beulen, dort, wo sie mit offensichtlich geringer Geschwindigkeit ineinander gestoßen waren. Die beiden äußeren waren sogar ganz unbeschädigt, jedenfalls soweit ich das sehen konnte. Ich schaute ins Innere eines Wagens und schauderte. Der Schlüssel steckte noch, der dritte Gang war wohl eingelegt. Vom Fahrer keine Spur. Zum ersten Mal hatte ich Angst, denn ich begriff. Es war offensichtlich, was passiert war. Die Fahrer mussten sehr plötzlich ver-

schwunden sein. Abgewürgt und vom Motor gebremst waren die Autos den Hügel hinabgerollt oder -gerutscht, einige waren schon auf der Kreuzung zum Stehen gekommen, die anderen glitten in den äußeren Rand der Kurve und dort ineinander. Diese Evakuierung musste wirklich sehr plötzlich gekommen sein. So plötzlich, dass die Fahrer ihre Autos während der Fahrt verlassen hatten – und ohne die Türen zu öffnen. Meine schöne Idee von der Flucht vor der Katastrophe war mit einem Mal sehr, sehr dünn. Leider. Denn was war die Alternative?

Ich wich vor dem Autoknäuel zurück auf die Kreuzung und wankte benebelt in die kleine Fußgängerzone, eine einzelne beruhigte Straße zwischen zwei hohen Häuserzeilen. Die Läden hier – Schnäppchenmarkt, Eiscafé, Buchhandlung, Bäckerei und eine skurrile Vielzahl an Modegeschäften – waren verrammelt, und für einen Moment stahl sich wieder das beruhigende Bild eines Sonntagmittags in meinen Geist. Sinnlos. Es war Samstag, und selbst wenn es Sonntag gewesen wäre – das Geschäft dieses heißen Tages hätte sich das Eiscafé sicher nicht entgehen lassen. Aber es war ebenso verschlossen und dunkel wie alle anderen Läden. Und nicht nur die Geschäfte, auch die Wohnungen darüber waren still. Ich überquerte die Wupper auf einer Fußgängerbrücke, von der aus ich einen guten Blick auf die Rückseite der Wohnbebauung am anderen Ufer hatte – mehrgeschossige Häuser allesamt, mit verschieferten Giebeln und großen Balkonen, die ohne Ausnahme still und leer waren. Unter der Brücke rauschte der dünn gewordene Fluss. Und als hätte das Plätschern meine Ohren geöffnet, hörte ich plötzlich die Geräusche, die mich umgaben. Der Wind war schwach, doch ich hörte ihn in den Bäumen am Wupperufer. Und die Vögel. Vogelstimmen überall, ein Zwitschern und Tschilpen, das ich noch nie so gehört hatte, jedenfalls nicht in einer Stadt. Hatte ich gedacht, es sei still? Das Gegenteil stimmte. Der Mittag war laut von all den Geräuschen, die normalerweise von den Menschen übertönt wurden.

Am anderen Ende der Straße spuckte die Fußgängerzone mich wieder aus, ich stolperte über die Straße und durch einen Kreisverkehr. Dabei achtete ich nicht mehr auf etwaige Autos, meine Ins-

tinkte hatten offenbar schon beschlossen, dass diese Gefahr hinter mir lag. So schnell ging das? Auf der gegenüberliegenden Straßenseite entdeckte ich ein großes, hellrot verklinkertes Gebäude mit Türmchen, die Wappen auf den vergitterten Fenstern wiesen es als Sparkasse aus. Aber das war Vergangenheit, wer heute hier residierte, verkündete weiße Schrift auf blauem Grund über dem Eingang: Polizei. Noch einmal Hoffnung. Wenn die nicht übrig geblieben waren – wer dann?

„Die Polizeiwache Leichlingen ist regelmäßig besetzt zu folgenden Zeiten: Montag bis Samstag, 7:30 Uhr – 16:00 Uhr“, versprach ein Schild an der Tür. Ich drückte auf die Klingel und wartete. Dann drückte ich noch einmal. Dann noch einmal. Ich rüttelte an der Tür, die verschlossen blieb. Ich drückte noch einmal auf die Klingel. Ich sprach in die Gegensprechanlage darüber:

„Guten Tag. Hallo?“

Ich sagte meinen Namen, in der Hoffnung auf einen Promibonus. Lasen Polizisten mein Buch?

„Hallo? Ich glaube, Sie haben mich vergessen. Ich bin noch hier. Alle anderen sind weg. Da ... Da ist ein Unfall am Wallgraben. Da, an der Kreuzung, wo es hoch zum Bahnhof geht. Hallo?“

Nichts. Noch mal klingeln, weiter nichts, dann riss die Sicherung. Ich hämmerte auf die Klingel ein und brüllte in den Lautsprecher.

„Hey! Kommt raus, ihr Scheißbullen! All Cops are Bastards! Sausäcke ...“ Ich erging mich in einer Beschimpfungorgie, die ungeheuer befreiend wirkte. Als ich dazu überging, Filmzitate zu verwenden und die offensichtlich nicht vorhandenen Polizisten als „Nazikommunisten“ und „Äugler“ titulierte, lachte ich bereits atemlos und unter Tränen. Ich rannte die Stufen der Polizeistation hinab und in den benachbarten Stadtpark, ließ mich in den Schatten einer riesigen Kastanie fallen, heulte und lachte, trommelte mit beiden Fäusten auf den Boden ein und brüllte. Dann kuschelte ich mich an den Stamm des Baumes und schluchzte vor mich hin, bis ich völlig erschöpft einschliefe.

\*\*\*